



Robert Dempfer

Das Rote Kreuz

Von Helden im Rampenlicht und diskreten Helfern

ISBN: 978-3-552-06092-0

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.deuticke.at/978-3-552-06092-0>

sowie im Buchhandel.

Die Praktiker der Hilfe

**Charlotte Lindsey oder:
Die vierundzwanzigste Stunde**

Das hauptberufliche Töten ist ein mühseliges Geschäft. Wie stark die jedem Menschen innewohnende Hemmung ist, lebende und atmende Artgenossen umzubringen, zeigen die Zahlen des Killologen Dave Grossman.¹ In der Schlacht bei Gettysburg zum Beispiel, im amerikanischen Bürgerkrieg, brachten es nur zehn Prozent der Soldaten über sich, mit ihren Musketen in die gegnerischen Reihen zu feuern. Noch im Zweiten Weltkrieg schossen nicht mehr als zwanzig Prozent der US-Soldaten auf den Feind. Im Koreakrieg war es immerhin schon jeder zweite. Aber erst im Vietnamkrieg schaffte es nur mehr einer von zehn GIs nicht, auf den Gegner zu schießen. Die Psychologie hat das Training verbessert: Desensibilisierung, klassische Konditionierung, operante Konditionierung heißen die modernen Methoden.² Auch die Dehumanisierung des Gegners zählt seit jeher zum Standard-Repertoire von Waffengängen: Die Entmenschlichung, die Herabwürdigung und die Verdinglichung des anderen bis zu dem Punkt, an dem es moralisch akzeptabel erscheint, ihn zu quälen und zu töten, ist eines der hervorstechendsten Merkmale von Bürgerkriegen. Warum ausgerechnet diese internen Kriege die grausamsten sind, diese Frage beschäftigt nicht nur die Militärs. Charlotte Lindsey ist 26 Jahre alt, als sie die Antwort findet: Wenn man sein Leben lang Seite an Seite lebt, dann weiß man genau, was den anderen am meisten schmerzt. Welche Knöpfe man drücken muss, um am stärksten wehzutun. Dort, wo der Krieg persönlich wird, ist er auch am grausamsten. »Um vor sich zu rechtfertigen, was Menschen in

diesen Situationen tun und wie sie es tun, dafür ist ein höchstmögliches Maß an Brutalität nötig«, sagt sie.³

Mit den Auswüchsen menschlicher Brutalität hat auch Joseph Balicki seine Erfahrung. Länger als einen Monat braucht er, um nach dem Ausbruch aus einem Gefangenenlager der Nationalsozialisten zurück ins verglühte Warschau zu finden. Er ist auf der Suche nach seiner Frau Margrit und seinen drei Kindern Ruth, Edek und Bronia. Die Stadt, die er vorfindet, ist ein schwelender Trümmerhaufen. Die Straße, in der er gewohnt hat, erkennt er kaum wieder. Die Nazis haben seine Frau verhaftet, und seit der Nacht, in der das Haus der Familie zerstört wurde, fehlt auch von den Kindern jede Spur. Joseph Balicki weiß noch nicht, dass alle überlebt haben, dass die drei Kinder auf der Suche nach ihren Eltern durch halb Europa irren. Das Buch »Das silberne Messer«⁴ des britischen Romanciers und Dichters Ian Serrailliers ist mittlerweile ein Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur. Es ist das Lieblingsbuch der achtjährigen Charlotte, sehr zum Leidwesen ihrer Brüder. Sie ist die Einzige in der Familie, die im Auto lesen kann, ohne dass ihr dabei übel wird. Wenn ihre Geschwister sie auf längeren Fahrten bitten, ihnen vorzulesen, dann zieht sie immer wieder dieses Buch hervor, in das sie so vernarrt ist. Die Geschichte der Familie Balicki hat sich wirklich zugetragen. Und im Buch wie im wirklichen Leben finden ihre Mitglieder nach einer Odyssee durch das kriegszerstörte Europa wieder zueinander. Familie, merkt sich Charlotte Lindsey, das ist etwas Wichtiges, etwas Zentrales, etwas Unersetzliches. »Besitztümer können viel bedeuten«, sagt sie noch mehr als dreißig Jahre später, »aber sie sind austauschbar. Eine Familie ist etwas unwiederbringlich Einzigartiges. Wenn sie verloren ist, ist sie für immer verloren.«

Die Entsprechung zum Buch ihrer Kindheit findet sie als Teenager in einem Film. Charlotte ist sechzehn Jahre alt, als Roland Joffés »The Killing Fields«⁵ in die Kinos kommt. Wie Serrailliers Buch erzählt auch der Film von einer wahren Begebenheit, vom *New-York-Times*-Korrespondenten Sydney Schanberg und seinem kambo-

dschanischen Dolmetscher und Freund Dith Pran. Während der Machtübernahme der Roten Khmer im Kambodscha des Jahres 1975 bleiben der Reporter und Pran in der Hauptstadt Phnom Penh, um über den Einzug der neuen Machthaber zu berichten. Der Amerikaner wird bald ausgewiesen, sein Freund gerät in die Fänge des Terror-Regimes. Erst vier Jahre später gelingt ihm die Flucht nach Thailand, wo er Schanberg wiedertrifft. Bis dahin haben die Khmer etwa zwei Millionen Landsleute umgebracht, darunter fünfzig Angehörige Prans.

»The Killing Fields« fährt drei Oscars, einen Golden Globe und acht British Academy Awards ein, aber für Charlotte Lindsey spielen von Anfang an Nebendarsteller die Hauptrolle: Pausenlos hetzen Rotkreuz-Helfer durch das Bild, ständig ist irgendwo das Rotkreuz-Zeichen zu sehen – auf Ambulanzen, Spitälern, T-Shirts, Zeltplanen. »Ich erinnere mich noch ganz genau, wie der *New-York-Times*-Journalist an das Rote Kreuz schreibt, um seinen verschollenen Freund zu finden. Und ich erinnere mich, wie Dith Pran am Ende des Films von einem Hügel an der thailändischen Grenze unter sich die Dächer eines Rotkreuz-Spitals sieht und weiß, dass er in Sicherheit ist.«

Und wahrscheinlich erinnert sie sich auch noch an die Worte Sydney Schanbergs bei seiner Auszeichnung zum Journalisten des Jahres: dass es immer die einfachen Menschen sind, die für abstrakte politische Entscheidungen den Preis zahlen und die Schläge einstecken müssen. Dass der Mensch deshalb seines Bruders Hüter sein muss, auch wenn er nicht jeden retten kann. Dass er helfen muss, auch wenn er nicht für alles und für jeden eine Lösung finden kann, weil es eben auch für das Gute »keine Zaubertricks gibt« (Schanberg).

Der im Film von Sam Waterston verkörperte US-Journalist schreibt an eine Institution, die es tatsächlich gibt. Der Zentrale Suchdienst des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK) geht auf den Französisch-Preußischen Krieg von 1870 zurück. Noch heute besteht seine Aufgabe in der Suche nach Familienangehörigen,

die ein Krieg voneinander getrennt hat, und der Wiederherstellung des Kontakts zwischen ihnen. Hunderttausende Menschen sind das jedes Jahr.⁶ Sie haben auch in Gefangenschaft das verbrieftete Recht, Familienbotschaften an ihre Angehörigen zu schreiben. Das Rote Kreuz sorgt durch Besuche von Gefangenen und über sein internationales Netzwerk für den Austausch dieser letzten Lebenszeichen.

Seit sie das Buch gelesen hat, und erst recht nach dem Film weiß Charlotte genau, was sie später einmal tun wird. Mit zwanzig bewirbt sie sich beim Roten Kreuz. Die Antwort: zu jung, nicht die richtige Erfahrung. Doch so schnell lässt sie nicht locker. Als sich das Praktikumsjahr ihres Wirtschaftsstudiums nähert, sucht sie keinen Platz in einem kommerziellen Unternehmen wie ihre Kommilitonen, sondern beim Britischen Roten Kreuz. Es dauert eine Weile, bis auch die Universität ihren Gedankengang versteht: Wirtschaft, dabei geht es um die Verteilung knapper Güter auf einen konkurrierenden Bedarf, so steht das auf der ersten Seite jedes Ökonomie-Lehrbuchs.⁷ Deshalb sind die Herausforderungen für ein Wirtschaftspraktikum nirgendwo größer als bei einer Hilfsorganisation: Wo sonst ist der konkurrierende Bedarf höher und das, was es zu verteilen gibt, knapper? Danach arbeitet Charlotte Lindsey ein Jahr lang als Wirtschaftsprüferin und stößt schließlich wieder auf ein Stellenangebot des Britischen Roten Kreuzes: Gesucht wird eine Flüchtlingsbeauftragte. Durch das Praxisjahr bei der Organisation ist sie in guter Erinnerung. Sie bekommt den Job.

Inzwischen ist mitten in Europa das Mittelalter wieder ausgebrochen: Die Sozialistische Föderative Republik Jugoslawien implodiert in einem blutigen Bürgerkrieg.⁸ Als der Journalist Ed Vulliamy vom britischen *Guardian* und seine Kollegen vom Fernsehsender ITN im August 1992 in der Nähe von Prijedor in Nordbosnien aus ihren Autos steigen, trauen sie ihren Augen nicht. »Hinter einem Stacheldrahtzaun drängten sich Männer, manche bis zum Skelett abgemagert, hohlwangig, jede einzelne Rippe unter der faulenden Haut zu erkennen. Niemand aus der Generation nach dem Zweiten Welt-

krieg hätte sich vorstellen können, dass in Europa noch einmal solche Lager errichtet werden könnten.«⁹ Vulliamy und das Fernsehteam haben das Lager Trnopolje entdeckt, in dem die bosnischen Serben ihre muslimischen und kroatischen Gegner gefangen halten. Von den Vereinten Nationen wird Trnopolje später als Konzentrationslager bezeichnet werden, die umliegenden Lager Omarska und Keraterm als »de facto Vernichtungslager«. Die Fernsehbilder des ausgezeherten bosnischen Muslims Fikret Alic hinter dem Stacheldrahtzaun werden weltweit zum Symbol für die Greuel des Bosnien-Krieges.¹⁰ Im September 1992 fliegt das IKRK 68 dieser Männer aus. Im Vereinigten Königreich sollen die Flüchtlinge auf Zeit medizinische Hilfe erhalten. Charlotte Lindsey empfängt sie am Flughafen. Einer von ihnen sagt bei der Ankunft zu ihr: »Wir hatten keine Ahnung, wohin man uns bringen würde. Aber als ich die Rotkreuz-Plakette gesehen habe, da habe ich gewusst, dass alles in Ordnung kommt.«

Die Familien der Männer sind im ehemaligen Jugoslawien zurückgeblieben. Weil sich ihr Nachzug verzögert, treten sie in den Hungerstreik. Erst Charlotte Lindsey gelingt es, einen Kompromiss auszuhandeln: »Wir hören erst auf zu hungern, wenn sie geht und unsere Familien sucht«, erklären die Ehemänner und Väter. Die Flüchtlingsbeauftragte macht sich auf den Weg ins Kriegsgebiet. Dort haben ihre Kollegen vom IKRK die Angehörigen längst gefunden: Sie warteten darauf, dem Flüchtlingshochkommissariat der Vereinten Nationen (United Nations High Commissioner for Refugees, UNHCR) übergeben zu werden. Das UNHCR wiederum soll sie an die Internationale Organisation für Migration (International Organization for Migration, IOM) weiterreichen, die für ihre Einreise in Großbritannien zuständig ist. Aber nicht einmal im Krieg stirbt die Bürokratie: Niemand hat die nötigen Namenslisten und Dokumente vorbereitet. Charlotte Lindsey verbringt drei Monate damit, die Papiere zusammenzutragen, Genehmigungen einzuholen, die notwendigen Stempel und Unterschriften zu bekommen. »Das Problem war eine Menge unerledigter Papierkram, weiter nichts«, erinnert sie

sich. Dann endlich sitzt sie mit den Frauen und Kindern in der Maschine nach London.

Der Krieg in Jugoslawien fällt in eine Zeit, in der die Rotkreuz-Orzelle IKRK wirklich international wird: Die Schweizer Staatsbürgerschaft ist nicht länger Voraussetzung dafür, um dort Delegierter werden zu können – so heißen die von Genf aus in alle Welt entsandten Rotkreuz-Helfer. Die Organisation beugt sich den Notwendigkeiten: Das Ende des Kalten Krieges hat allerorten heiße, lokale Kriege entfesselt. Die riesigen Hilfsoperationen in Somalia, auf dem Balkan, in Ruanda und auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion absorbieren eine enorme Zahl an Personal. In Ex-Jugoslawien hat sich herumgesprochen, dass es da eine beharrliche Flüchtlingsbeauftragte beim Britischen Roten Kreuz gibt. Charlotte Lindsey ist 26, als das IKRK sie in den Westzipfel Bosniens schickt. In der moslemischen Enklave Bihać tobt ein Krieg im Krieg: Mit bosnisch-serbischer Unterstützung liefert Fikret Abdić, Anführer der abtrünnigen »Autonomen Provinz Westbosnien« – im Wesentlichen die Ortschaft Velika Kladuša – der Regierungsarmee seines Rivalen, des bosnischen Präsidenten Alija Izetbegović, einen erbitterten Bruderkrieg – im wahren Sinn des Wortes: »Ich ging zum Minister für Innere Sicherheit auf der einen Seite der Front«, erzählt Charlotte Lindsey. »Dann sprach ich bei seinem Amtskollegen auf der anderen Seite vor – bei seinem Bruder!« In vielerlei Hinsicht ist der Krieg hier grausamer als im übrigen Land. Er ist wirklich ein Krieg der Bürger. Der Gefängnisdirektor ist der ehemalige Lehrer. Im Gefängnis sitzen seine ehemaligen Schüler. Niemand versteht mehr, was in der Enklave vor sich geht, und eine »richtige« oder »falsche« Seite gibt es hier schon lange nicht mehr. Soldaten der einen Seite werden gefangen genommen und nur freigelassen, wenn sie für den Gegner weiterkämpfen. Dann werden sie wieder gefangen genommen, und die Sache wiederholt sich. Jedes Mal verschlechtert sich ihre Behandlung, Vergeltung und Repressalien gegen die wiederholten »Verräter« nehmen zu.

Ihr Kindheitstraum geht für Charlotte Lindsey in einem Land in

Erfüllung, in dem der Krieg auch dem IKRK sein neues Gesicht zeigt; eines, von dem Europa geglaubt hat, es wäre mit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges verschwunden. »Nie zuvor sind uns die Grenzen der humanitären Arbeit so deutlich aufgezeigt worden«, erinnert sich Angelo Gnaedinger, der zur Generation der vom Bosnien-Krieg geprägten Delegierten zählt und heute Generaldirektor des IKRK ist. Charlotte Lindsey geht in ihrer Arbeit auf. Sie sucht und findet Familienangehörige, vor allem Mütter, Schwestern, Ehefrauen, auf allen Seiten der Frontlinien. Sie besucht Kriegsgefangene und internierte Zivilisten und überbringt Familienbotschaften. Die Besuche haben nicht nur den Zweck, eine Verbesserung der Haftbedingungen zu erreichen. Sie sollen auch Misshandlungen, Folter und Hinrichtungen verhindern. Allein die Registrierung der Gefangenen durch das Rote Kreuz macht es schon schwierig, sie »verschwinden« zu lassen. Die Menschen, mit denen die IKRK-Delegierte an Küchentischen und in Gefängniszellen sitzt, könnten ihre Nachbarn sein. Europa ist für die meisten von ihnen alles andere als ein fremder Stern. »Einige hatten in Cambridge, von wo ich komme, studiert, oder hatten England zumindest bereist. Sie sprachen genauso gut Englisch wie ich. Sie hatten vor dem Krieg in Europa Urlaub gemacht.«

Für Charlotte Lindsey bilden die Aufgaben des Suchdienstes »das Herzstück der Rotkreuz-Arbeit und die Visitenkarte der Organisation«. Während die Mitarbeiter anderer Hilfsorganisationen und der UNO beginnen, sich mit Helmen und kugelsicheren Westen zu schützen und in gepanzerte Fahrzeuge zurückzuziehen, passieren die Rotkreuz-Delegierten in ihren weißen Toyota Landcruisern weiterhin Checkpoints und Frontlinien, durch nichts anderes geschützt als ihr markantes Zeichen. »Die Leute wussten: Die mit dem Roten Kreuz, das sind die, die Nachrichten von meinem gefangenen Bruder bringen, das sind die, die meine Mutter gefunden haben. An den Checkpoints fragen sie: Habt ihr eine Familienbotschaft für mich? Habt ihr etwas von meiner Familie gehört?« Die meisten Menschen in der Enklave haben den Kontakt zu nahen Angehörigen verloren.

Selbst wenn sie nur 25 Kilometer von ihnen entfernt leben, trennt sie die Front für Monate und Jahre. Und noch die vom Krieg am meisten verhärteten Soldaten in den Gefangenenlagern sagen: »Auch wenn mir der Kontakt mit meiner Mutter nicht mehr viel bedeutet – vielleicht möchte ja sie wissen, wie es um mich steht. Wer weiß, was sie durchmacht?« Je länger Trennung und Gefangenschaft dauern, desto wichtiger werden diese letzten noch möglichen Lebenszeichen. Denn das Rote Kreuz bringt nicht nur Familienbotschaften, Seife und Zigaretten. Es bringt durch die Kontaktmöglichkeit zur Familie auch die Erinnerung zurück, dass die Gefangenen trotz aller Grausamkeiten auch noch menschliche Wesen sind. »Eine ganze Bevölkerung kann dreiundzwanzig Stunden am Tag durch wahnhaften Hass und verrückte Ideologien verblendet sein«, meint der Autor Paul Berman. »Aber irgendwann kommt fast immer die vierundzwanzigste Stunde.«¹¹ Hier kommt sie dann, wenn die Männer in speckigen Kampfanzügen mit billigen Kugelschreibern die Familiennachrichten Zeile um Zeile füllen.

Zugang zu den Kriegsgefangenen und Zivilinternierten zu erhalten, ist keine einfache Aufgabe. Die internationalen Abkommen sehen nur die Notwendigkeit einer Organisation wie des IKRK vor, die ihre Dienste allen Kriegsparteien anbietet. Und da sind noch die jeweiligen Behörden und Gefängnisdirektoren vor Ort. Patentrezept gibt es keines, aber »Geduld und Ausdauer gehören jedenfalls dazu«, sagt die Delegierte. An einigen Orten braucht das IKRK achtzehn Monate, bis sich die Tore endlich öffnen. Auch Charlotte Lindsey sitzt stundenlang im Auto vor Gefängnissen, an einigen Orten vergehen Wochen damit, Tag für Tag vor verschlossenen Türen zu warten. Warum man zwanzig Tage lang hingehet und es dann am 21. plötzlich heißt: Okay, lasst sie rein! – »Den Auslöser dafür kennt man nie wirklich genau.« Dafür erzählen ihr die Gefangenen dann: Wir haben dich jeden Tag zurückkommen sehen, und wir haben gewusst, dass du es schaffen wirst. »Die Ausdauer speist sich auch aus dieser Erwartungshaltung«, sagt Charlotte Lindsey. »Es geht eben

genau nicht um einen selbst oder darum, wie man vor Kollegen und Vorgesetzten dasteht. Sondern es geht um die Leute, die da drinsitzen. Deshalb hat man eigentlich gar keine Wahl. Man muss einfach einen Weg finden.« Im psychologischen Tauziehen mit den Behörden zählt auch das feine Gespür für Stimmungsänderungen, die einen



Bosnien: Rotkreuz-Familienbotschaft vom gefangenen Vater

Meinungsumschwung signalisieren könnten. Und es ist wichtig, dass niemand das Gesicht – oder Autorität – verliert, gar als Verlierer dasteht. Vor allem ist es »sinnlos, zu drohen oder eine feindselige Atmosphäre zu schaffen. Schließlich sind sie es, die die Waffen haben.«

Was außerdem hilft, ist die Berechenbarkeit der Organisation: »Wir tun, was wir sagen, und letztlich verstehen die Leute das. Das und unser klar umrissenes völkerrechtliches Mandat machen uns transparent.« Überprüfen der Haftbedingungen. Gespräche mit Gefangenen unter vier Augen. Einsammeln und Austeilen von Familienbotschaften. Wiederkommen, um nachzusehen, ob Missstände ab-

gestellt worden sind: »Die Grenzen dieses Mandats verschieben sich nicht, im Sinne von: Jetzt haben wir ihnen das zugestanden, und jetzt möchten sie das und das auch noch.«

Und dann ist da noch die Diskretion, für die das IKRK so oft kritisiert und die ihm gelegentlich sogar als Komplizenschaft ausgelegt wird. Denn die Berichte, die nach den Gefangenenbesuchen entstehen, sehen nur die zuständigen Behörden. Hat sich von einem Besuch auf den nächsten nichts geändert, wird vom IKRK-Hauptsitz in Genf der jeweilige Botschafter und über diesen der Justizminister des betreffenden Landes informiert. Bis auf ganz wenige Ausnahmen gibt es keinen öffentlichen Protest über Haftbedingungen, die nicht den Genfer Konventionen entsprechen, und selbst diese Ausnahmen sind berechen- und vorhersehbar.

In Myanmar war die Arbeit der IKRK-Delegierten, vor allem in den Gefängnissen, für den Zeitraum von zwei Jahren praktisch paralysiert. Regierung und Behörden der südostasiatischen Militärdiktatur wussten, dass selbst das langmütige Rote Kreuz das früher oder später öffentlich kritisieren würde. Doch obwohl solche öffentlichen Erklärungen in der Geschichte der Organisation geradezu historische Ausnahmen bilden, bleibt das Echo gering. Im Juni 2007 – zehn Monate, bevor der tropische Zyklon »Nargis« Myanmar trifft – interessiert sich die Weltöffentlichkeit noch nicht für dieses Land. Und die wenigen, die es tun, erwarten von einer Militärjunta, die seit mehr als vierzig Jahren an der Macht ist, gar nichts anderes. »Das Paradoxe heute ist«, sagt Charlotte Lindsey, »dass wir alle ziemlich genau wissen, was vorgeht. Das Rote Kreuz kann nicht mehr viel ans Tageslicht zerren, das nicht schon bekannt ist. Man bittet uns eher, unser Gütesiegel auf eine Information zu drücken, die bereits öffentlich ist. Das ist keine besonders attraktive Option für uns.«

Eine weitere, allerdings völlig unbeabsichtigte Ausnahme war der IKRK-Bericht über die Misshandlungen irakischer Gefangener im amerikanischen Gefängniszentrum Abu Ghraib in Bagdad. Bis heute weiß niemand, wer aus der US-Administration dem *Wall*

Street Journal diesen Bericht zugespielt hat. Doch diesmal stimmen die Nachrichtenfaktoren, das *Journal* und bald darauf alle anderen Medien zitieren aus dem IKRK-Dokument, denn: Es gibt auch Bilder, aufgenommen von US-Soldaten, die sich selbst an Misshandlungen beteiligen und dabei fotografieren lassen. »Das Pentagon hat die Öffentlichkeit zwar bereits im Januar 2004 in einer sechs Zeilen langen Presseaussendung darüber informiert, dass es in Abu Ghraib zu Misshandlungen gekommen war«, erinnert sich Charlotte Lindsey. Doch die Resonanz ist gering, bis die Fotos auftauchen. »Auch hier waren die Tatsachen selbst bereits an der Öffentlichkeit«, und nicht nur über Abu Ghraib: Zu dieser Zeit ist bereits jede Menge Information über Internierte auf allen Seiten für jedermann zugänglich. Das World Wide Web bietet eine virtuelle Tour durch das US-Gefängnis Guantánamo auf Kuba, jedermann kann mit einem seiner Ex-Insassen in England bloggen. Die Frage ist immer, ob das öffentliche Wissen auch das öffentliche Gewissen in Gang bringt, damit Missstände beseitigt werden. »All diese Information gibt es außerhalb des IKRK, und jeder, der will, hat Zugriff darauf«, sagt Charlotte Lindsey. »Das zwingt uns, immer wieder Fragen zu stellen: Wann ist der richtige Zeitpunkt, um etwas öffentlich ›anzuprangern‹? Wo endet unser öffentliches Schweigen? Immer mit der Zielsetzung, die Situation der Menschen vor Ort zu verbessern. Es gibt auch so viele Organisationen, die dabei anders vorgehen können als wir. Unser Weg ist, dass das alles nicht am nächsten Tag in der Zeitung steht.« Auch zum Schutz der Gefangenen selbst: »Sie könnten uns Dinge sagen, von denen die Behörden nichts wissen sollen. Man darf nie vergessen, dass schließlich sie im Gefängnis sitzen, nicht wir. Ich gehe am Abend nach Hause. Ich kann jederzeit das Land verlassen, wenn ich möchte. Aber sie leben ja hier.«

Wissen und Gewissen marschieren im selben Jahr auch in Ruanda nicht im Gleichschritt. Trotz mehrfacher Warnungen durch Hilfsorganisationen und selbst den Befehlshaber über 5000 UN-Soldaten vor Ort, General Roméo Dallaire, hält die Staatengemeinschaft

still, als Anfang April 1994 der lange geplante Massenmord an den Tutsi beginnt.¹² Nach hundert Tagen sind 800000 Menschen tot. Hunderttausende wissen nicht, ob ihre Angehörigen fliehen konnten oder ermordet wurden, darunter unzählige Kinder. Charlotte Lindsey fliegt zur Verstärkung des IKRK-Suchdienstes für Ruanda für ein halbes Jahr nach Nairobi. Danach findet sie sich in einer weiteren Enklave in Zentralasien wieder. Tadschikistan ist die ärmste der aus der ehemaligen Sowjetunion hervorgegangenen Republiken und versinkt nach ihrer Unabhängigkeitserklärung 1991 sofort in einem Bürgerkrieg. Als Charlotte Lindsey im Herbst vier Jahre später dort eintrifft, ist die Rotkreuz-Hilfsoperation gerade am Ausklingen. »Wir waren fünf Delegierte«, erzählt sie, »und diskutierten darüber, wann wir hier zusperrern sollten.« Nicht einmal drei Monate später arbeiten 36 internationale Rotkreuz-Delegierte in Tadschikistan, und um sie herum tobt erneut ein ausgewachsener Bürgerkrieg. Die Opposition hat sich in den unzugänglichen Tälern des Pamir-Gebirges verschanzt und in einer Enklave namens Gorno-Badachschan ihre Autonomie erklärt. Die Frontlinie verläuft mitten durch eines der höchsten Gebirge der Welt. Das IKRK eröffnet auf jeder Seite ein »Büro«. In der Ortschaft Tavildara ist das »genau genommen eine Hütte, ohne Bad, ohne Toilette, mit einem Funkgerät drin, um mit unserer Delegation in der Hauptstadt Duschanbe in Kontakt zu bleiben«, beschreibt Charlotte Lindsey ihren neuen Arbeitsplatz. »Die Toilette bestand aus einem Loch im Boden hinter dem Gebäude, zum Waschen gab es Wasser aus dem nahen Fluss.« Dort, auf 3500 Metern Seehöhe, verbringt sie neun Monate ihres Einsatzes. Das andere IKRK-Büro befindet sich in Khorog, auf der anderen Seite der Front. Bei Schneefall dauert die Reise dorthin fünf Tage, um das Gebirge herum.

In Khorog hilft das IKRK Flüchtlingen und Vertriebenen, besucht von der Opposition gefangen gehaltene Regierungssoldaten, unterstützt die Spitäler mit medizinischen Hilfsgütern und bereitet sich auf eine mögliche Flüchtlingswelle aus dem benachbarten

Afghanistan vor, wo gerade die Taliban die Macht übernehmen. Die tadschikische Armee hat eigene Vorstellungen von der Rekrutierung ihrer Soldaten: Sie sammelt auf den Marktplätzen junge Männer ein, steckt sie in Uniform und schickt sie an die Front. Viele von ihnen sind noch halbe Kinder, unerfahren im Kampf und jämmerlich ausgerüstet. Deshalb erhebt sich bald der Protest der Mütter, viel heftiger, als die Armee das erwartet. Die Frauen wollen wenigstens Gewissheit über das Schicksal ihrer Söhne haben, die als Kanonenfutter dienen. Tote junge Männer sind zwar nicht gut für die Moral der Truppe, verschollene aber auch nicht. Die Armee fragt beim IKRK an: Wäre das Rote Kreuz bereit, einige der Gefallenen aus dem Oppositionsgebiet heimzuholen? Es ist das erste Mal, dass überhaupt die Hoffnung besteht, das Schicksal dieser Vermissten zu klären.

Das IKRK handelt einen Waffenstillstand aus, der einen Tag lang halten soll. Charlotte Lindsey und ihr Team machen sich mit Gelände- und Lastwagen auf den Weg in die Berge. Am Ziel angekommen, stoßen sie auf das erste Hindernis: Die Leichen der Soldaten liegen nicht wie erwartet in dem Bergdorf, sondern irgendwo weiter bergauf im Schnee. Sie zurück ins Dorf zu bringen, kann dauern – doch die Feuerpause gilt nur für 24 Stunden. Es ist eine kitschige Entscheidung: »Sollen wir umkehren und die Sache abblasen?« Charlotte Lindsey hadert mit sich selbst. »Ich hatte die Risiken abzuwägen, für die einheimischen Fahrer, für den Übersetzer ... andererseits war klar: Wir würden es nicht noch einmal hier herauf schaffen.« Sie entscheidet: jetzt oder nie. »Mittelalterlich« nennt sie, was dann kommt: Die Dorfbewohner graben die gefrorenen Körper der toten Soldaten bei Temperaturen, die nachts auf minus 35 Grad Celsius fallen, teils mit bloßen Händen aus dem Schnee und bringen sie anschließend auf Mulis zurück ins Dorf. Völlig unerwartet übergeben die Soldaten der Opposition dem IKRK auch einen Gefangenen: Es ist ein verwundeter tadschikischer Soldat mit einer Kugel im Genick. Er verbringt Tage und Nächte mit Charlotte Lindsey und ihrem Fahrer im Auto, dem letzten hinter fünf Lastwagen mit den Leichen

seiner Kameraden, deren Motoren sich wegen der Kälte nicht starten lassen. Das IKRK hat keinen Arzt mit, denn niemand hat damit gerechnet, noch Überlebende zu finden. Die Delegierte weiß nicht, was schlimmer ist: die Schmerzensschreie des Verwundeten oder die Stille, die einsetzt, wenn er vor Erschöpfung in sich zusammensinkt. »Ich dachte, mein Gott, lass ihn wieder schreien, damit ich wenigstens weiß, dass er lebt!« Auch die tadschikische Opposition hat keine Eile, die Abreise des Roten Kreuzes zu beschleunigen. Für sie ist die Zeit des per Verhandlungen über Funk vom IKRK immer wieder verlängerten Waffenstillstands eine willkommene Ruhepause.

Fünf Tage nach Beginn der Operation rückt der Konvoi endlich ab. Wie bei der Hinfahrt müssen sich die Fahrzeuge mühsam ihren Weg durch die vom Wasser glitschigen Wege des Mionadu-Tals bahnen. Über schäumende Wasserläufe hinweg geht es im Schrittempo und auf Holzbalken – alles, was von den Brücken noch übrig ist. Ein Teil der Lkw-Ladungen liegt, mit Seilen festgezurt und langsam auftauend, auf den Motorhauben der Fahrzeuge, um ausreichend Gewicht auf die Vorderräder zu bringen ...

Mit insgesamt 47 toten Regierungssoldaten und einem Überlebenden kehrt die Karawane schließlich zurück. Charlotte Lindsey erinnert sich an diesen Einsatz, weil die Familien der Gefallenen zum ersten Mal ihre Toten begraben können, wenigstens das. Und weil sie sich freut, dass der verwundete Soldat überlebt. Für etwas Außergewöhnliches hält sie die Angelegenheit nicht. »Das ist eben, was IKRK-Delegierte tun«, sagt sie. »Man muss immer darauf gefasst sein, dass die Situation vor Ort völlig anders aussieht als die, auf die man sich vorbereitet hat. Auch in die Berge sind wir für ein paar Stunden gefahren, und erst fünf Tage später zurückgekommen.«